

Bundesverband evangelischer Ausbildungsstätten für Sozialpädagogik (BeA)

„Re-Formation 2017: Bildung im Aufbruch!?“

Sehr geehrter Herr Göttker,

sehr geehrte Frau Loheide, liebe Maria,

sehr geehrte Frau Dr. Herrmann, liebe Annett,

sehr geehrte Studierende und Lehrende,

zunächst einmal herzlichen Dank für die Einladung zu diesem Vortrag, der mich selber ein wenig bei der Vorbereitung umgetrieben hat. „Bildung im Aufbruch?!“ in Verbindung mit Re-Formation, also einer Art Neuformierung, Neugestaltung, neuer Formatierung der frühkindlichen Bildung, Erziehung und Betreuung. Entscheidend und richtig zugleich: Am Ende des Satzes stehen zwei Zeichen: Eine Ausrufe- und ein Fragezeichen. Das Ausrufezeichen signalisiert, dass etwas zu sein hat, eine Art Imperativ oder auch ein Aufruf, eine Ansage. Das Fragezeichen hingegen deutet an, dass diese imperative Ansage möglicherweise kritisch zu befragen ist. Die Frage, die sich stellt, könnte dem nachgehen, ob das, was wir da an Aufbruch, Ansage, imperativer Veränderungsdynamik im Bereich der frühkindlichen Erziehung erleben, tatsächlich als ein Aufbruch zu bezeichnen ist und wenn, ob es auch einer ist, den Sie als Fachverband und speziell Sie als Studierende und Lehrende wirklich gut heißen und aus vollem Herzen begrüßen können. Und dann wäre unter Umständen weiter zu fragen, ob Sie als Fachverband ein ganz eigenes Ausrufezeichen setzen wollen und mit der Reformation der frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung einen ganz eigenen, von anderen Tendenzen abgrenzenden Aspekt zum Tragen bringen wollen.

Vor so viel geschultem und in der Schule befindlichem, pädagogischen Personal habe ich mir natürlich überlegt, wie ich diesen Vortrag angemessen didaktisch aufbauen kann und bin zu dem Entschluss gekommen, ich gliedere ihn in fünf Punkten.

1. Gott und der Anorak, oder auch: Pädagogische Fehlpläne

In meiner Zeit als Gemeindepfarrer in der Kirchengemeinde Wichlinghausen in Wuppertal gehörte es zu meiner Arbeit, den Kindergarten, der unmittelbar hinter dem Pfarrhaus gelegen war, religionspädagogisch zu begleiten und regelmäßig einmal im Monat in der Kirche mit etwa 80 Kindern einen Kindergartengottesdienst zu feiern. Um die Aufmerksamkeit von Kindern in dieser Anzahl für eine knappe halbe Stunde zu binden, musste man sich schon was einfallen lassen, zum Beispiel eine biblische Geschichte über Nochs Arche erzählt von einem Krokodil als Handpuppe oder auch ein verpacktes Packet vor den Kindern auspacken, in dem einige Symbole lagerten, die transparent machen sollten, was eigentlich Gottes Segen bedeutet. Diese Gottesdienste machten mir nicht nur Spaß, sondern sie waren eine große Herausforderung, danach zu fragen, was ich anstellen musste, um die Lebenswelt der Kinder religionspädagogisch zu erreichen. Eines nachmittags machte ich mich auf den kurzen Weg zu einem Vorgespräch mit den Erzieherinnen für den nächsten Gottesdienst und als ich am Tor ankam und klingelte, stand da ein etwa dreijähriger Junge, der mit einem überschießenden Selbstbewusstsein spontan zu mir sagte: „Ich weiß, wer du bist!“ „Ja, antwortete ich, wer bin ich denn“ in der Erwartung, dass dieser Junge bereits gelernt hat, dass ich der für den Kindergarten zuständige Pfarrer der Gemeinde sei. Die Antwort war verblüffend: „Du bist der Gott!“.

Eine zweite Begebenheit: Eine muslimische Familie hat zwei ihrer Kinder, einen zweijährigen Jungen und seine vierjährige Schwester, genau in jenem Kindergarten den Erzieherinnen anvertraut. Jeden Morgen zieht die ältere Schwester dem jüngeren Bruder die Jacke oder den Anorak, die Schuhe und was sonst noch abgelegt werden muss, aus und kleidet ihn am Nachmittag wieder entsprechend an. Einer Erzieherin ist das ein Dorn im Auge. Sie hat den pädagogischen Gedanken im Kopf, dass mit dieser geschwisterlichen Betreuung die Selbständigkeit des Jungen untergraben wird und daher unterbindet sie diese fürsorgliche Zuwendung der Schwester und fordert den Jungen freundlich auf, sich wenigstens den Anorack alleine anzuziehen. Als an einem der verregneten Nachmittage die Mutter die beiden Kinder abholen will, sieht dass der Junge seinen Anorack halbhängend übergestreift hat, trotz Regen nicht geschlossen und schon gar keine Kapuze auf dem Kopf hat, schimpft sie heftig mit der Tochter, dass sie ihrer Betreuungspflicht nicht nachgekommen ist. Es ist der Familiensinn, die Kultur der achtsamen Fürsorge der älteren Geschwister für die

jüngeren, den sie verletzt sieht. Das Mädchen ist in eine Schusslinie geraten, weil zwei Kulturelemente der Erwachsenenwelt aufeinander gestoßen sind: Erziehung zur Achtsamkeit und Fürsorge auf der einen Seite und Erziehung zu Selbständigkeit und Autonomie auf der anderen Seite.

Soweit diese beiden Beispiele. Was ist ihnen gemeinsam? Nun zunächst einmal sind die Kinder in beiden Fällen Adressaten einer pädagogischen Bemühung. Im einen Fall, so könnte man behaupten, ist das Ergebnis religionspädagogisch misslungen, in der Tat, ich betone das ausdrücklich, ich bin nicht Gott. Aber vielleicht kann man auch sagen, dass jener Junge mit seiner Bemerkung etwas davon zum Ausdruck bringt, dass wir Zugänge zum christlichen Glauben kaum anders vermitteln können als über menschliche Zuwendung und insofern hat dieser Junge wahrgenommen, dass dieser Pfarrer am Tor irgendwas mit Gott zu tun hat. Im zweiten Fall ist die pädagogische Bemühung ebenfalls kritisch zu betrachten, weil es keine Verständigung der Erwachsenen darüber gibt, wie sie ihre je spezifischen Werte, die sie vermitteln wollen, so miteinander in Einklang bringen, dass nicht das Kind in die Konfliktlinie gerät. Man könnte auch sagen: Beides sind Beispiele dafür, dass Pädagogik manchmal besser gedacht als gemacht ist. Beide Beispiele zeigen auch, wie schwer es ist, Inhalte, Wertüberzeugungen und praktische Wegführung so zu elementarisieren, dass sie dem Kind gerecht werden. Letztlich sind jeweils die Kinder ein Korrektiv dafür anzuzeigen, was die Erwachsenen lernen müssen, damit Pädagogik auch funktioniert. Mit anderen Worten: In beiden Beispielen wird deutlich, dass Kinder eine Eigenart haben, sich mit den Vermittlungsbemühungen der Erwachsenen auseinanderzusetzen, sie zu transportieren in ihren Alltag, ihre Denk- und Anschauungsweise. Denn auch der offene Anorak ist ja nur ein Zeichen dafür, dass jener kleine Junge zwar den Aufruf zur Selbständigkeit brav verfolgt, aber eben ihn auf seine Weise umsetzt, eben kindgerecht.

Das zweite Beispiel bringt aber auch noch ein ganz anderes, eher strukturelles Problem zu Tage, nämlich dass die beiden Systeme „Familie“ und Öffentliches Betreuungssystem u.U. miteinander in Konkurrenz stehen oder zumindest, dass beide Einfluss nehmen auf die Kinder und das u.U. nicht immer in einem abgewogenen und konfliktfreien Verhältnis. Dahinter verbirgt sich aber auch die Frage nach dem grundsätzlichen Verhältnis des Erziehungsauftrages der Eltern

einerseits und der institutionellen Betreuung andererseits. Dazu einige grundsätzliche Anmerkungen.

2. Wer hat hier den Hut auf? Konkurrenzen um pädagogische Einflussnahme

Der Kindheit wurde keineswegs immer schon der Wert einer Zeitphase beigemessen, der eine eigene Würde und Eigenart zugestanden wurde. Nicht anders ist bereits die Mahnung des französischen Aufklärers Jean-Jacques Rousseau zu verstehen, man solle Kinder nicht als kleine Erwachsene begreifen, vielmehr, so Rousseau, gilt: „La nature veut que les enfants soient enfants avant que d' être hommes.“ Oder auf Deutsch: "Die Natur will, dass Kinder Kinder sind, bevor sie zum Erwachsenen werden." Kindheit umfasst also nach Rousseau eine zeitliche Phase, die zwar rein chronologisch ein Übergang ist in die Zeit des Erwachsenen, die aber eigenständig zu würdigen ist und nicht einfach nur funktional im Dienst dessen zu stehen hat, was wir, mit welcher Leitvorstellung auch immer geprägt, als einen „ordentlichen“ Erwachsenen verstehen. Es ist keineswegs immer schon so gewesen, dass dieser Phase der Kindheit eine eigene Würde, Schutz- und Schonräume und letztlich eigene Rechtsansprüche zugestanden wurden. Denken wir nur daran, dass noch bis weit ins 19. Jahrhundert vierjährige Kinde in Bergwerken in die engen Schächte und Stollen geschickt wurden, um dort das Geröll zu entfernen.

Die Kindheitsforscherin Johanna Mierendorff ist in ihren Beiträgen der Spurensuche dieser „Konstruktion“ von Kindheit als einer eigenständigen Phase nachgegangen und erklärt, dass bereits die gesellschaftliche Festsetzung eines „Zeitraums der Kindheit“ eine gesetzlich regulierte Normsetzung zum Ausdruck brachte, die rechtlich flankiert wurde beispielsweise durch das Verbot der Kinderarbeit und die Einführung der Schulpflicht. Damit war eine besondere Phase geschaffen, für die „Sonderregelungen, Sonderrechte und Sonderbehandlungen“ galten und aus der differenzierte Teilmündigkeitsgrenzen und Abstufungen der Geschäftsfähigkeit oder Strafmündigkeit entstanden sind (Mierendorff 2013: 43). Für unseren Zusammenhang ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass die frühe Kindheit insbesondere wegen der rechtlichen Unmündigkeitsregelungen von Kindern der

alleinigen Entscheidungszuständigkeit der Eltern unterlag. Das heißt, Kindheit ist einerseits geprägt von Zugeständnissen der schutzbedürftigen Abhängigkeit und Unmündigkeit und andererseits durch eine strengen Angewiesenheit auf die Familie (vgl. ebd.: 44). Die Weimarer Reichsverfassung von 1918 stärkte die Familie als den Primärort der privaten Pflege und Erziehung der Kinder und spiegelte das „bürgerliche Familienideal des 19. Jahrhunderts auch im Recht“ (ebd.: 45). Bezeichnend für diese selbstverständliche Primärzuständigkeit der Familie war die im Reichsjugendwohlfahrtsgesetz verankerte Unterordnung institutioneller Erziehung, die dem Kindergarten lediglich die zur Not ausgleichende Funktion der Fürsorgeleistung für hilfsbedürftige Kinder zuwies.

Noch in den 1960er Jahren fanden Entwürfe zur Überarbeitung des Jugendwohlfahrtsrechts, die den Kindergarten als Regelangebot etablieren wollten, keine parlamentarische Mehrheit. Erst 1996 wurde ein gesetzlicher Anspruch auf einen Kindergartenplatz für über Dreijährige etabliert und damit „der Institution Familie die Institution Kindergarten verbindlich über regionale Grenzen hinweg als notwendige Ergänzung zur Seite gestellt“ (ebd.: 47). Hinzu kam mit Verweis auf die immer problematischer werdende Erziehung in der Moderne die Einführung der „Hilfen zur Erziehung“ im Rahmen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (SGB VIII §§ 27-35), die auch Leistungen zur Familienförderung umfassten. Ebenso wurde im Gesundheitswesen die ehemals unter rein familialer Beachtung stehende Pflege der Kinder ergänzt um die medizinischen Vorsorgeuntersuchungen als kassenärztliche Regelleistung. Mierendorff bilanziert dazu: Dies macht

„deutlich, dass die Erziehungs- und Sorgetätigkeit bzw. Diagnosefähigkeit von Eltern immer stärker als gefährdet und voraussetzungsvoll angesehen wurden, dass also Eltern nicht mehr per se die Entwicklung oder gesundheitliche Situation ihrer Kinder angemessen einschätzen und daraufhin richtige Entscheidungen treffen können.“ Zu beobachten „sind erste Tendenzen der generalisierenden Infragestellung elterlicher Erziehungsfähigkeit.“ (ebd.: 48)

Dieser Trend des Misstrauens gegenüber der elterlichen Erziehungskompetenz verstärkte sich seit dem Ende des 20. Jahrhunderts. Erhebliche staatliche Regulierungsbemühungen konzentrierten sich auf die Phase der frühen Kindheit. So wurden im § 8 des SGB VIII die Träger der Kinder- und Jugendhilfe auf größere Sorgfalt beim Schutz der Kinder innerhalb und außerhalb der Einrichtungen

verpflichtet. Präventive Beobachtung der Kinder in den Kindertagesstätten, Aufbau eines Bundesprogramms „Netzwerk frühe Hilfen“ und die Bemühungen in vielen Bundesländern, die Vorsorgeuntersuchungen verpflichtend zu machen, zeigen an, dass die frühe Kindheit zunehmend aus der seit dem 19. Jahrhundert geltenden „Verwiesenheit auf private familiäre Beobachtung, Sorge und Behandlung“ gelöst wurde und seitdem verstärkt der staatlichen Regulierung und Kontrolle unterliegt (ebd.: 50). Diese zum Schutz der Kinder und zur Gewährleistung des Kindeswohls gedachten Maßnahmen und gesetzlichen Regelungen sind zugleich auch staatlich geregelte „Einblicke in familiäre Erziehungs- und Versorgungspraxen“, die nicht mehr nur im Ausnahmefall fragwürdiger Praktiken der Eltern zur Anwendung kommen, sondern generell den Normalfall darstellen (ebd.: 52).

Andererseits ist nicht zu bestreiten, dass hier auch eine Entlastung der Eltern wirksam wird, auch in der Hoffnung, dass in der Kita auch verlässlich auf die Schule vorbereitet wird. Denn hintergründig wirkt in diesem Kontext auch der Trend, das Verhältnis von Familie und Staat so zu gestalten, dass die öffentliche Erziehung die durch Erwerbsarbeit bedingte, erzieherisch unversorgte Zeit verlässlich ausgleicht. Der Trend, den Zeitpunkt einsetzender öffentlicher Erziehung, Bildung und Betreuung deutlich vor das dritte Lebensjahr zu versetzen, wurde inzwischen auch mit einem Rechtsanspruch auf „U3-Betreuung“ begegnet. Verfahren zur Sprachkompetenzfeststellung, Entwicklungsdokumentationen und curriculumsähnliche „Lehrpläne“ deuten an, „dass sich die Grenze zwischen Schulkindheit und früher Kindheit zu verflüssigen beginnt“ und die frühe Kindheit Tendenzen anzeigt, „sich in ihrer Gestalt der Schulkindheit anzunähern“ (ebd.: 52).

Der Ausbau der pädagogischen Begleitung von Kindern durch die institutionelle Regelleistung öffentliche Erziehung transportiert zudem normative Vorstellungen über den „normalen“ Verlauf frühkindlicher Entwicklung, deren hintergründige „Konstruktion“ von Kindheit auch kritisch zu befragen ist. Die historische Entstehung einer abgegrenzten und rechtlich gesicherten Zeitphase der Kindheit und Jugend zeigt an, dass diese Abgrenzung eben nicht einfach einer biologischen Objektivität geschuldet ist, sondern Ergebnis eines sozialen Prozesses und damit sozial konstruiert ist. Diese Konstruktion gründet formal auf einer differenzierten zeitlichen Taktung des kindlichen Lebensverlaufs“. Sie betrifft beispielsweise die „Jahrgangsstufung des Bildungssystems und die Normen der altersgestuften

Entwicklungskontrollen“, die Definition von altersabhängigen Zugängen zu bürgerlichen Rechten, die Erlaubnis zum Konsum von Tabak oder Alkohol, zum Besuch von öffentlichen Abend- und Nachtveranstaltungen und - als Symbol des Erwachsenseins besonders bedeutsam – zum Erwerbs des Führerscheins. Im Effekt drängt diese Taktung Kindern die biografische Selbstwahrnehmung auf, sich in einem zeitlich strukturierten Stufenleitersystem zu befinden, dessen oberste Sprosse zum Erwachsensein führt (Zeicher 2009: 115). Die klassische Frage, die zu dieser Bewertung von Kindheit als Übergangsstadium zum eigentlichen „Ernst des Lebens“ passt, ist die, die Sie alle schon einmal als Jugendliche erfahren durften und sie lautet: „Was willst du denn mal werden?“. Eigentlich besagt sie ja, dass man noch nichts ist, sondern seine eigentliche Bestimmung erst in der Zukunft erfährt, gemeint ist natürlich immer die berufliche Perspektive, die man mal ergreifen will.

Diese „Konstruktion von Kindheit“ geht aber über die Bestimmung zeitlicher Datenrahmung hinaus und unterliegt auch inhaltlich bestimmten Normen. Es ist von ungeheurer Prägekraft, dass wir Kinder unterscheiden, definieren und zuordnen. Sie gelten als normal, unauffällig, gestört, verhaltensauffällig, bildungsarm oder behindert und das Repertoire der Hilfsmittel, die bestimmte „Schädigungen“ beseitigen oder lindern sollen, bildet geradezu einen boomenden Markt medizinischer, ergotherapeutischer, logopädischer, physiotherapeutischer, pädagogischer und psychologischer Angebote.

Wir sehen also, dass der Satz Rousseaus nicht ganz einfach durchzuhalten ist. Einerseits wird immer wieder auch in Konzeptionen der Kitas, was die frühkindliche Erziehung anbelangt, der eigene Wert der Kindheit betont, andererseits wird Kindheit aber auch als eine Vorlaufstrecke zur Erwachsenenwelt verstanden, die es in bestimmte Richtungen zu prägen gilt. Es ist ja nicht zu leugnen, dass die frühkindliche Phase besonders bildungsintensiv ist und hier maßgebliche, von Neugier und Entdeckungslust gekennzeichnete Erfahrungen alltäglich Spurensuche betreiben. Aber die Gefahr besteht, dass die in dieser Zeit stattfindenden Prozesse manipuliert und verzweckt werden für scheinbar übergeordnete Ziele, dass Kindheit zum Jagdrevier eine Pädagogik deformiert wird, die bemüht ist, Biografien in die Tauglichkeitskorridore der späteren Erwachsenenwelt einzunorden. Ich meine, dass wir hier deutlich die Kräfte analysieren müssen, die an dieser Kindheit zerrren und ich glaube auch, dass nur, wenn wir uns dessen bewusst sind, wir weiter überlegen

müssen, was denn Zielperspektiven frühkindlicher Erziehung sind, die sich teilweise deutlich gegen jene Manipulation zur Wehr setzen müssen.

3. Frühkindlich erzogen zur kompetenten Arbeitskraft

Die besondere und wachsende Aufmerksamkeit des pädagogischen Diskurses gilt seit Jahren dem sogenannten „Risikokind“, auf das besonders Acht zu geben ist, damit es sich zu einer Kindheit entwickelt, „die sich innerhalb geregelter und institutionalisierter Bahnen vollzieht, kontrollierbar und gleichzeitig jederzeit optimierbar“ ist (Betz/Bischoff 2013: 77). Einige dominante Muster dieses „Risikodiskurses“ sind besonders hervorzuheben und kommen in politischen Veröffentlichungen der Bundesregierung prominent zur expliziten Anwendung (vgl. ebd.: 70ff.). Das erste zu nennende Risikomuster ist konzentriert auf die Defizite der negativen Abweichung von der Norm. Die Kennzeichnung dessen, was diese Kinder nicht vermögen, nicht haben oder nicht sind, wird beispielsweise im Zwölften Kinder- und Jugendbericht folgendermaßen bilanziert: „Sie sind weniger wissbegierig, äußern weniger ihre Wünsche, nehmen weniger am Gruppengeschehen teil und haben weniger Kontakt zu anderen Kindern der Gruppe.“ (BMFSFJ 2005: 168) Nach diesem Raster wäre ich übrigens durchgefallen, denn nach den Schilderungen meiner Mutter hockte ich noch mit drei Jahren zufrieden im Laufstall.

Der normative Gegenhorizont des idealen Kindes wird entsprechend mit Attributen gefüllt wie ausreichende Bewegung, ausgewogene Ernährung statt Fastfood, körperliche Fitness und einem ausgewogenen Fernseh- und Computerkonsum (vgl. BMFSFJ 2006: 40). Diesem Risikomuster unterliegt die Hervorhebung *besonders gefährdeter* Risikogruppen wie arme Kinder, Kinder mit Migrationshintergrund und Kinder Alleinerziehender, wobei ich nur am Rande anmerken will, dass keine dieser Gruppen homogen ist und beispielsweise Kinder von Alleinerziehenden nicht automatisch schon Kinder mit einem erhöhten Fehlentwicklungsrisiko sind. Das zweite Muster dieses Risikodiskurses hebt auf die *soziale Lage ungünstiger Umweltbedingungen* ab, also etwa Lebensumständen in besonders benachteiligten Wohnquartieren oder auch unter den Bedingungen von Langzeitarbeitslosigkeit. Damit sind natürlich auch bestimmte Zielgruppen besonders gemeint, aber angesichts der wenig spezifischen Eingrenzungsmöglichkeit, welche Kinder

potenziell durch den Wandel der sozialen Rahmenbedingungen gefährdet sein könnten, ist die „Notwendigkeit einer möglichst umfassenden Beobachtung *aller* Kinder und ihrer Familien“ eingeschlossen (Betz/Bischoff 2013: 72). Mit anderen Worten: Alle Kinder werden potenziell zu Risikokindern. Das dritte Muster zielt auf das *ökonomische Risiko kindlicher Fehlentwicklung* mit Blick auf die gesellschaftlich aufzubringenden Kosten. Denn, so formuliert das Bundesfamilienministerium, „Kinder, deren gesunde Entwicklung gefährdet ist, können ihre vorhandenen Potentiale nicht ausreichend nutzen. Die individuellen und gesellschaftlichen Kosten dieser (oftmals vermeidbaren) Fehlentwicklungen sind hoch.“ (BMFSFJ 2010: 60) Das Ziel und „Interesse des Risikodiskurses ist somit das ‚produktive‘ Erwachsensein, d.h. der normale Erwachsene, der seinen gesellschaftlichen Aufgaben und Pflichten nachkommen kann“, damit öffentliche Kosten präventiv vermieden werden (Betz/Bischoff 2013: 77). Bei dieser Konstruktion aber „tritt die Gegenwart von Kindern gänzlich hinter deren und v.a. hinter die gesellschaftliche Zukunft zurück“ (ebd.: 75). Kinder werden unter den Generalverdacht gestellt, „potenziell zu ungebildeten Erwachsenen ohne Schulabschluss und Chancen auf dem Arbeitsmarkt“ sozialisiert zu werden, unfähig ihre Potenziale und ihr Humankapital im Interesse des Gemeinwohls einzubringen (ebd.: 75). Mit anderen Worten: Das Kind unterliegt ganz gegen die Empfehlung Rousseaus der Wahrnehmung als potentieller Erwachsener. Die Normierung, die hier zur Geltung kommt, hebt also primär auf eine ökonomische Funktionsfähigkeit der zukünftigen Erwachsenen ab, deren Ausprägung frühzeitig anzusetzen hat. Es gilt, der in der frühen Kindheit aufkommenden Bedrohung eines späterhin sozial inkompetenten und auf staatliche Fürsorge fixierten Erwachsenen bereits im Ansatz durch die Erziehung zur produktiven Eigenverantwortlichkeit und Autonomie entgegenzuwirken. Es ist klar, dass die frühkindliche Erziehung in den Kitas dazu besonders prominent in die Pflicht genommen wird.

Diese Normierungen setzen positive Szenarien des „normalen“ und anzustrebenden Kindheitsverlaufs voraus. Ein wesentliches Hilfsmittel zur Ausbreitung von Normalitätskriterien setzte Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Entwicklung statistischer Verfahren ein, die es erlaubten, „wissenschaftliche Aussagen über Durchschnittswerte und Normalverteilungen von (körperlichen) Eigenschaften und Fähigkeiten mit Bezug auf das Lebensalter zu treffen“ (Kelle 2013: 15). In Entwicklungstabellen, Skalierungsmustern und Somatogrammen wurden

„Schwellennormen zur Anormalität“ definiert, um im Falle der Anormalität den Bedarf an therapeutischer, medizinischer oder pädagogischer Intervention zu definieren (ebd.: 16). Die Normativität bezüglich des Konstrukts „Kindergartenkind“ wird dabei aus einer Mischung von „wissenschaftlichen“ Daten, staatlichen Programmen, pädagogischen Konzepten und regulierenden Interaktionen mit den Eltern konstruiert. Letztere sind die entscheidenden Transporteure normativ erzieherischer Einwirkung auf das Verhalten ihrer Kinder (vgl. Foucault 2012: 60). Die Norm war dabei über viele Jahre das entwicklungspsychologische Konzept des „normal child“, des normalen Kindes. Mit Hilfe von „Entwicklungsskalen“ wurden linear aufsteigende Stadien idealtypisch definiert und als Grundlage der Überprüfbarkeit der Entwicklungsangemessenheit wissenschaftlich belegt. Bei verzögerten oder stärker abweichenden Entwicklungen bot funktionales Spielerepertoire den Eltern unterstützendes Material, um den diagnostizierten Rückstand von der Normerfüllung aufzuholen (vgl. Kascak/Pupala 2013: 181f.).

Die Leitvorstellung des „normal child“ ist inzwischen dem des „Superkindes“ gewichen, dessen Orientierungsgröße „nicht mehr die (Entwicklungs-)Norm als solche, sondern die Fähigkeit zur Überschreitung dieser Norm“ darstellt (ebd.: 2013: 184). Normalität ist mit dem Makel der negativen Durchschnittlichkeit behaftet und das übrigens bei gleichzeitiger Paralleldiskussion und –praxis hinsichtlich der Inklusion von Kindern mit Behinderung und der Rede davon, dass es normal sei, verschieden zu sein. Was zählt ist hingegen die Zielperspektive des Besonderen, des Einmaligen und latent Genialen. Die Kompetenzen dieser „Superkinder“ freizulegen, zu heben und zu fördern, ist natürlich, wie sollte es anders ein, bereits Aufgabe institutioneller frühkindlicher Erziehung. Eine bezeichnende ökonomische Variante dieser normativen Entdeckungspädagogik frühkindlicher Genies wird seit einigen Jahren in strategischen Dokumenten der Europäischen Union bildungspolitisch gestreut. Die Rede ist vom super-unternehmerischen Kind, dessen Förderung und pädagogische Lenkung unverzichtbar ist für eine nachhaltige Konkurrenzfähigkeit Europas im internationalen Wettbewerb der Wissensökonomie. Die Konzentration auf diese ökonomisch noch unentdeckte Kindheitsressource ist expliziter Bestandteil der Lissabon-Strategie. So heißt es etwa in einer Stellungnahme des Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschusses von 2006, dass „eine stärkere unternehmerische Tätigkeit nur erreicht werden kann, wenn ein Wandel in der Denkweise und Einstellung herbeigeführt wird, der schon in einem

sehr frühen Alter einsetzen sollte“ (Europäischer Wirtschafts- und Sozialausschuss 2006: 3). Dass mit diesem „frühen Alter“ unmissverständlich bereits das vorschulische gemeint ist, wird in einem ähnlichen Dokument der Kommission belegt:

„Die Grundlagen für alle Fähigkeiten, die einem Menschen helfen, das eigene Leben besser zu bewältigen, werden in der Vorschul- und Schulzeit gelegt. Im Primärbereich trägt die Förderung von Eigenschaften wie Kreativität und Eigeninitiative zur Herausbildung unternehmersicher Einstellungen bei. Am besten lässt sich dies durch aktives Lernen erreichen, das sich die natürliche Neugier der Kinder zunutze macht.“ (Kommission der Europäischen Gemeinschaften 2006: 6)

In Österreich gibt es das Programm „Minopolis - Die Stadt der Kinder“, das auf Kinder ab dem 4. Lebensjahr zielt. Der Zweck ist das Vertraut-Machen mit Unternehmertum, Konsum und Finanzsektor“ von der Kontoeröffnung, über Unternehmensgründung bis zur Personalführung. „Kinder konzipiert man als kleine Genies, kompetente Unternehmer, die ihre aktuelle Entwicklung überschreiten.“ (Kascak/Pupala 2013: 186)

Die Empfehlung zu langfristigen Investitionen in den Biografieverlauf kommt auch im Sozialinvestitionspaket der Europäischen Kommission von 2013 zur Entfaltung. Sie beschreibt mit Blick auf Frankreich positiv: „So hat sich zum Beispiel gezeigt, dass der breite Zugang zu vorschulischer Erziehung, wie er etwa in Frankreich besteht, den schulischen Erfolg von Kindern wesentlich und nachhaltig fördert, was langfristig auch dazu führt, dass diese später auf dem Arbeitsmarkt höhere Gehälter erzielen.“ (Europäische Kommission 2013: 10) Und dann heißt es: „Frühkindliche Erziehung und Betreuung spielt durch ihr frühzeitiges Eingreifen eine wesentliche Rolle bei der Bewältigung der Herausforderungen, mit denen benachteiligte Kinder konfrontiert sind. Außerdem trägt sie wesentlich dazu bei, Hindernisse für eine Erwerbsbeteiligung der Eltern aus dem Weg zu räumen.“ (ebd.: 25)

Unabhängig davon, dass ein seriöser Beleg schwer zu erbringen sein wird, inwieweit öffentliche, vorschulische Erziehung für die davon Betroffenen 25 Jahre später zu höheren Gehaltsbezügen führt, ist doch die Denke eindeutig: Die präventive Präparation für den Arbeitsmarkt wird bereits in die frühkindliche Phase unter dem Regiment der öffentlichen Erziehung angesetzt. Es geht um die doppelte Steuerung: Einerseits „Eingriffe“ gegen die ineffektive Erziehung der „benachteiligten Kinder“

vorzunehmen, was bedeutet, sie möglichst früh der permanenten Obhut der Eltern zu entziehen, wie und wer auch immer definiert, welche Kinder als „Benachteiligt“ eingestuft werden. Und zweitens geht es um den Abbau von „Hemmnissen“ für die Erwerbsbeteiligung der Eltern. Mit dem Hemmnis ist konsequenterweise das Kind selber gemeint.

Die Forderung nach einer Kita-Pflicht und die ebenso festzustellende Tendenz einer Verschulung frühkindlicher, öffentlicher Erziehung und Betreuung sind Anzeichen für das Misstrauen in die häusliche Erziehung. Die Befürchtung eines „unproduktiven Zeitverlaufs“ der frühkindlichen Phase wird ohne Skrupel öffentlich in den Raum gestellt. Es scheint immer schwieriger, der Kindheit eine eigene, ökonomisch unverwertete Würde zuzugestehen. Das Argument der Unterforderung von Kindern in ihrer Wiss- und Lernbegehrlichkeit entpuppt sich zu oft als die Unruhe ökonomischer Denkmuster, denen die verzögerte Leistungszentrierung des Lebens als inakzeptable Verschwendung von „Human- und Bildungskapital“ ein Ärgernis ist.

Die Frühkindliche Betreuung, Bildung und Erziehung (FBBE) stehen mehrfach im strategischen Empfehlungsfokus der Europäischen Kommission und ihre ökonomische Verzweckung wird mehr als deutlich. „FBBE kann eine entscheidende Rolle bei der Schaffung der Fundamente für bessere Kompetenzen spielen, die die EU-Bürger in Zukunft besitzen sollen. Sie kann uns dabei helfen, mittel- und langfristige Herausforderungen zu bewältigen und zu kompetenteren Arbeitskräften führen, die zum technologischen Wandel beitragen und sich daran anpassen können.“ (Europäische Kommission 2011, o. S.) Mit anderen Worten: Die pädagogische Zurüstung zur „kompetenten Arbeitskraft“ ist für die Europäische Kommission die Hauptaufgabe frühkindlicher Erziehung zur Stärkung der wirtschaftlichen Zukunftsfähigkeit Europas. Die normative Konstruktion von Kindheit wird von ihrem Ende her entwickelt: dem unternehmerisch befähigten, eigenverantwortlichen und autonom agierenden Erwachsenen. Dieser bildungspolitische Normierungsdruck schlägt sich nieder auf die curricularen und pädagogischen Konzepte der Bildungsinstitutionen. Kindgemäße Verschiedenheit im Sinne der von Kindern mitgebrachten Vielfalt der Besonderheiten wird in Kitas und Schulen nicht gleichwertig als Ausgangspunkt individueller Entwicklung akzeptiert,

sondern an jenen normativen Maßstäben gemessen, bewertet und in vielen Fällen disqualifiziert (vgl. Zeiher 2009: 120).

Die Konstruktion der solchermaßen „gut“ verlaufenden Kindheit schafft umgekehrt die Definition von Störungen, Anormalitäten, Auffälligkeiten und Behinderungen, die dieser guten Kindheit im Wege stehen. Deren Behebung oder wenigstens Linderung ist wie erwähnt zahlreich Anlass, die Praxisräume von Logopäden, Psychologinnen, Ergotherapeutinnen und Kinderärzten zu füllen. Am prominentesten wird gegenwärtig das Syndrom der AD(H)S, der Aufmerksamkeitsdefizithyperaktivitätsstörung als Zivilisationskrankheit gehandelt und mit Hilfe von Ritalin in die Unauffälligkeit verbannt, sehr zum Leidwesen vieler Kinder.

4. Das System Kita unter diffusem Überforderungsdruck

Lassen Sie uns versuchen, einmal zu klären und zusammenzufassen, unter welchem diffusen Erwartungs- und Anforderungsdruck das System der Kita steht, wenn man die bisherigen Ausführungen auf sich wirken lässt. Im Wesentlichen sind es vier, die sich letztlich in jede Konzeption eines Einrichtungsträgers mehr oder weniger machtvoll einbringen, die ich aber nur andeutungsweise zusammenfassen möchte.

4.1 Frühkindliche Erziehung als ein vermeintlicher Beitrag zur Emanzipation

Der Ausbau der frühkindlichen Bildung, Erziehung und Betreuung für Kinder von unter drei Jahren und der inzwischen diesbezüglich eingerichtete Rechtsanspruch der Eltern auf Unterbringung ihrer Kinder werden immer wieder emanzipatorisch begründet. Es gehe um das ungeteilte Recht von Frauen, den Anschluss an Arbeitsmarkt zeitnah wieder zu finden und Kinder nicht als Hemmung der Karriereplanung in Konkurrenz bringen zu müssen. Ich kann an dieser Stelle nur andeuten, dass ich diese Argumentation für eher oberflächlich halte. Zunächst einmal gilt, dass, angesichts der niedrigen Lohnstruktur vieler weiblicher Berufsbilder, es eher eine Frage der ökonomischen Notwendigkeit ist, dass beide Elternteile berufstätig sind, als dass es ein Zeichen einer besonders emanzipatorischen Haltung wäre. Zweitens ist es ja tatsächlich oftmals so, dass Frauen die Arbeitswelt so

erleben müssen, dass eine längeren Auszeit vom Erwerbsleben für sie einem Karriereknick gleichkommt. Hinzu kommt schließlich noch etwas, was die Lage und Länge der Arbeitszeit betrifft: Die kontinuierlich voranschreitende Entrhythmisierung und der Verlust von Stetigkeit und Planbarkeit der Arbeitszeit ziehen auch soziale Zeiten, Zeiten der Familie, die „Feierabendkultur“, die Organisation des Vereinswesens und die Stabilität von politischem und bürgerschaftlichem Engagement in Mitleidenschaft. Die Deregulierung der Arbeitszeiten im produzierenden und produktionsnahen Dienstleistungssektor hat gegenüber vielen Frauen im Einzelhandel den Imperativ der Solidarität aufgebaut, auch mit der Ausdehnung auf spätabendliche Ladenschlusszeiten flexibel für „die Kolleginnen und Kollegen“ zu reagieren, die spät abends noch einkaufen müssen. Und der personennahe Dienstleistungsbereich nicht nur in der Pflege, sondern auch in der Erziehung und Betreuung von Kindern in den Kindertagesstätten und Familienzentren, sieht sich mittlerweile ebenso gefordert, seine Dienstleistungszeiten bis in den späten Abend, über das Wochenende oder gar rundum als 24-Stunden-Kita vorzuhalten (vgl. Manuela Schwesig eröffnet 24-Stunden-Kita 2014). Dem Druck auf die institutionelle Flankierung der mit ihrem Zeitarrangement oftmals überlasteten Eltern durch familienfreundliche Öffnungs- und Betreuungszeiten zu begegnen, lenkt geschickt von der eigentlichen Legitimationsinstanz ab, nämlich der teilweise ungebändigten Flexibilisierung von Arbeitszeiten in den Unternehmen, die keineswegs durchweg familienfreundlich ist.. Dass aber inzwischen eine weitere Legitimationsfrage entsteht, ist gerade dem Ausbau der öffentlichen Betreuung und Erziehungssysteme geschuldet. Eigentlich sollte dies dem Zweck dienen, Familien entlastend eine bedarfsgerechte und verlässliche Versorgung ihrer Kinder zu ermöglichen, was es auch weitgehend tut. Aber darüber sehen sich junge Eltern, überwiegend Frauen, zur Auskunft genötigt, warum sie immer noch nicht (wieder) arbeiten, wo doch ihr bald zwölf Monate alter Säugling längst in einer Kindertagesstätte untergebracht sein könnte. Das Angebot zur Unterbringung des Kindes, das eigene, freie Wahlentscheidungen ermöglichen sollte, verschob sich zum institutionellen Mittel eines verdeckten oder auch offensiven Arbeitsimperativs gegenüber den Eltern, vorzugsweise den Frauen.

4.2 Die Kita als Vorschule

Der Druck auf die Kitas wächst eigentlich allerorten, sich den Anforderungen der Schule sehr frühzeitig zu stellen und es ist nicht von der Hand zu weisen, dass auch viele Eltern die Erwartung haben, dass sich wenigstens die beiden letzten Kita-Jahre mit Grundkenntnissen im Dezimalzahlensystem, ersten Englisch-Vokabeln, biologischen Grundkenntnissen, sprachlichen Fertigkeiten und ersten Schreibübungen dem wesentlichen Anliegen der Schulpräparation widmen. Die inzwischen in NRW durch die sogenannte BaSik-Bögen, das Begleitende alltagsintegrierte Sprachfördern, die die umstrittenen Sprachfeststellungsverfahren abgelöst haben sowie die Entwicklungsdokumentationen, die ja persönliche Ressourcen, emotionale und soziale Kompetenz, Selbstbildungspotentiale, individuelle Lernwege und vieles mehr bilanzieren, werden dann sauber dokumentiert und geheftet den Eltern am Ende der Kita-Zeit übergeben, damit diese sich über die Fitness oder auch die Reparaturbedürftigkeit der Kinder bezüglich des Schulantritts dezidiert informieren können.

Dass teilweise die Tendenz besteht, die Einschulung bereits mit fünf Jahren vorzunehmen, zeigt nur an, dass es offenbar manchen nicht schnell genug gehen kann, die Kinder in die Leistungsmaschinerie des deutschen Schulsystems einzupflegen, damit sie möglichst mit gutem zeitlichen Vorsprung gegenüber anderen mit knapp siebzehn ihr Abitur in der Hand halten. Übrigens kommt der Begriff Abitur aus dem Lateinischen und meint „davon gehen“, „abgehen“, das tun sie dann zwar, aber wohin sie dann gehen sollen, ist den Wenigsten klar, denn die Reife der Persönlichkeit, die Entfaltung von Jugend, das Sicherleben außerhalb des Schulbetriebs, das alles ist für viele Abiturienten eher ein ungelebtes Etwas, eine Art Erlebnisstau, dem erst nach dem Abi die Ventile geöffnet werden.

4.2 Die Kita als Kompensationsraum für milieugeschädigte Kinder

Eine immer wieder variantenreich beschriebene Funktion institutioneller frühkindlicher Erziehung besteht offensichtlich in der Kompensation familialer Fehlleitungen elterlicher Erziehungskompetenz. Insbesondere muslimische Kinder, aber auch andere Zielgruppen mit Migrationshintergrund, werden problematisiert als latent schulunmündig, weshalb die Spracherziehung im Vordergrund steht. Kinder aus armen Elternhäusern, die weder ausreichend eigenes Spielzeug, noch ein

eigenes Zimmer, noch erfüllende Freizeit- und Sportaktivitäten haben, sollen durch die frühkindliche Erziehung so gefördert werden, dass ihnen die Startchancen für den weiteren schulischen Weg eröffnet werden. Erlauben Sie mir auch den Hinweis, dass „Milieuschädigung“ durchaus auch am oberen Rand der Gesellschaft zu beobachten ist. Das Kind in Reichtum, ohne Geschwister, morgens in besten Markenklamotten und dem Diätplan im Rucksack, die 400m bis zur Kita von der Mutter mit dem dicken SUV gefahren werden, ist noch nicht zwingend ein Ausdruck für ein emotional in jeder Hinsicht kindgerechtes Milieu. Der Spagat, der von den Erzieherinnen zu leisten ist, besteht also unter anderem darin, einerseits Eltern mit sportiven Anforderungen der Förderung ihrer bereits als hochbegabt eingestuft Kinder hin zur gesellschaftlichen Elite zu betreiben und andererseits Kindern, die kaum oder nur sehr fehlerhaftes Deutsch sprechen, wenigstens die diesbezüglichen Grundkenntnisse zu vermitteln.

Damit sind nur drei großflächige Horizonterwartungen genannt, die sich natürlich in der täglichen Interaktion mit den Eltern variantenreich mischen und um viele Details ergänzt werden. Ich denke nur an die ungeheure Aufgabe der Inklusion, der sich die Kitas in besonderer Weise stellen, denn 67 Prozent der Kinder mit Behinderung sind in einer „Regelkita“. Wichtig ist nur, zu realisieren, dass diese Anforderungen gesellschaftspolitisch vermittelt werden und dass frühkindliche Erziehung in den Kitas nicht isoliert zu betrachten ist, schon gar nicht, dass es alles nur eine Frage der richtigen Methodik und Didaktik ist, diese Herausforderungen zu bewältigen. Denn die frühkindliche Bildung, Erziehung und Betreuung ist membranhaft durchlässig für alle gesellschaftlichen Dynamiken und aufgebaute Sollforderungen, die sich aus dem Arbeitsmarkt, der Ökonomie, der schulischen Bildung, den Flexibilitätspressuren der Eltern, den strukturellen Armutphänomenen und vielem mehr ergeben. Nur am Rande sei erwähnt, dass die Bezahlung der Fachkräfte wie auch der erforderliche Personalschlüssel durchweg nicht proportional zu dieser Fülle an Anforderungen steht und wir haben zwar die Diskussion über die Akademisierung des Berufsstandes der Erzieherin, nur geht man dabei politisch von einer gleichbleibenden Entgelttabelle aus.

5. Re-Formation der frühkindlichen Bildung braucht eine Kultur der Resonanz

Der Einpassungsdruck, der bezüglich frühkindlicher Erziehung betrieben wird, zielt ab auf die späterhin gelingende Passkonformität, als Erwachsener dem gesellschaftlichen Mainstream standzuhalten. Letztlich dient aus der Perspektive nicht weniger, die die frühkindliche Erziehung für ihre Zwecke instrumentalisieren wollen, diese Erziehungsphase der gesellschaftlich funktionalen Integration, wobei das Gesellschaftsbild, das dabei vertreten wird, durchweg positiv ist. Die Frage, die sich hingegen stellt, ist doch die, ob es nicht in der „Welt der Erwachsenen“ gegenwärtig eine ganze Reihe von Fehlfunktionen gibt, die eher danach fragen, ob wir diese Gesellschaft so verlängern und stabil halten wollen, oder ob nicht erhebliche Kurskorrekturen zu leisten sind, die schon bei der frühkindlichen Erziehung anzusetzen haben. Auf der einen Seite produzieren wir massenweise gesellschaftliche Verlierer, arbeitet fast ein Viertel der Erwerbstätigen im Niedriglohnbereich, haben wir eine steigende Kinderarmut und übrigens ebenso eine stetig steigende Altersarmut bei gleichzeitig sich immer weiter öffnender Schere zwischen arm und reich. Und wir verzeichnen einen immer größeren Anteil der Erwerbspersonen, deren Arbeitsbelastung zu einem psychischen Knacks führt, die Zahl der Burnout-Fälle wächst von Jahr zu Jahr und die der erwerbsbedingten Depressionen ebenso. Ich deute das alles hier nur an, um zu fragen, ob wir nicht wesentlich kritischer über die Antriebsdynamiken unseres gesellschaftlichen Lebens nachdenken und diskutieren müssten und möglicherweise auch Gegenentwürfe einer alternativen Lebensweise in Gang setzen müssten, einer reformierten Gegenkultur, die bereits in der Kita einsetzt. Der Münchner Soziologe Hartmut Rosa hat mit seinem jüngsten Buch „Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung“ einen kritischen und wie ich finde originellen Beitrag geleistet, die innere Dynamik unseres gesellschaftlichen Lebens zu erschließen. Ein Buch von 750 Seiten, das ich Ihnen jetzt sicher nicht ausführlich referieren werde, nur so viel: Rosa geht davon aus, dass es ein primäre Antriebsquelle unseres menschlichen Daseins gibt, das ist die Sehnsucht nach Resonanz, nach interpersonaler Beheimatung und Geborgenheit. Oftmals, wenn auch sicher nicht durchgängig, ist der ursprüngliche Resonanzhafen die Familie, in der Geborgenheit, Urvertrauen und sozusagen die Startrampe für die soziale Beziehungsfähigkeit aufgebaut werden, zumindest dann, wenn diese familialen Strukturen intakt sind und nicht von Gewalt, Missbrauch und Liebesentzug gekennzeichnet sind (vgl. S. 341). Rosa sieht hier aber zugleich die grundsätzliche Gefahr der familialen Überforderung. Er schreibt:

„Die Familie kann das auf sie gerichtete und konzentrierte Resonanzverlangen *strukturell* nicht erfüllen, wenn sie als singulärer Resonanzhafen in einer ansonsten kompetitiven [konkurrierenden] [...] Umwelt konzipiert wird. Gerade weil und wenn die übrigen Sozialsphären der Schule und des Berufs, der Politik und der Wirtschaft, der Straße, des Marktes und selbst des Fitnesscenters als Arenen des Wettbewerbs, des Kampfes und des Konflikts wahrgenommen werden, dringen die aus ihnen“ resultierenden Zwänge „unbarmherzig in den Ressourcenhafen Familie ein [...].“ (S. 351f.)

Demnach käme also der institutionellen frühkindlichen Erziehung besonders in den Fällen, in denen diese Resonanzkultur, diese Erfahrung emotionaler Wärme und Zuwendung im Elternhaus defizitär ist, und damit meine ich durchweg alle Schichten der Gesellschaft, eine ungemein große Aufgabe zu, diesem Resonanzdefizit zu begegnen. Auf jeden Fall könnte die Kita eine Instanz sein, die mit den Familien daran arbeitet, dass diese Resonanzerfahrung als gemeinsame Grundlage der frühkindlichen Sozialisation betrachtet und verfolgt wird. Nach Rosa bricht also schon sehr früh, spätestens mit dem Einsetzen der schulischen Bildung eine nur bedingte, eher verfremdete Resonanzerfahrung ein, nämlich die der Leistungserbringung. Durch die schulische, leistungszentrierte und notenbasierten Skalierung, wird Resonanz gewissermaßen in ein abstraktes Notensystem von Zahlen übersetzt und auch nach Notenzuteilung bemessen. Rosas Grundthese läuft nun auf die zentrale Aussage hinaus, dass sich gesellschaftliche Resonanzsuche und entsprechende Resonanzerträge sowohl strukturell verfremdet als auch verflüchtigt haben. Sie sind insofern verfremdet, weil sie nicht mehr über menschliche Zuwendung vermittelt sind, sondern über eine Dingwelt, über Statussymbole, die die soziale Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe markieren und Gruppen auch unsolidarisch voneinander trennen. Vom I-Phone (wer von Ihnen hat den schon das I-Phone 7?) über den SUV, den Wohnort und die -lage, die Ausstattung, die Urlaubsreise nach Fernost bilden diese Statusmonumente nicht nur einen Resonanzappell an andere, sondern leben auch von Abgrenzung, Egoismus und emotionaler Kälte gegenüber denen, die materiell eher abgehängt sind. Verflüchtigt und insofern nicht lange haltbar ist diese Resonanzsuche, weil sie sich nie lange an bestimmte Dinge binden kann, sich in Konsumgütern schnelllebig verbraucht und insgesamt eingebunden ist in eine auf Konkurrenz, Wettbewerb und Beschleunigung basierende gesamtgesellschaftliche Dynamik. Rosa schreibt: „Die unerbittlichen

Steigerungsimperative der Moderne – Wachstum, Beschleunigung und Innovationsverdichtung – haben sich institutionell verselbständigt, sie erzwingen eine unablässige Verschärfung der auf Ressourcenakkumulation fixierten Wettbewerbsorientierung auf Seiten der Subjekte.“ (629).

Rosa weist auch auf die gesellschaftlichen Polarisierungseffekte hin, da diese Art der materiell aufwändigen Resonanzspirale keineswegs von allen gemeistert wird, sondern für die, die dem nicht standhalten Effekte der Ausgrenzung und der Selbststigmatisierung provoziert, die dazu führt, dass Menschen sich gesellschaftlich abgeschrieben fühlen. Jede Bemühung, die Teilhabe an dieser Resonanzkultur auf ordentlichem Wege, also auch durch gering qualifizierte Erwerbsarbeit teilzuhaben, ist konfrontiert mit der Tatsache, dass Jobs im Niedriglohnbereich gerade nicht die materielle Basis bieten, um in dieser Resonanzkultur mithalten zu können. Das heißt, die Resonanz suche bleibt unerfüllt und erscheint nur im Spiegel der Parallelgesellschaft derer, die mithalten können. Sie führt letztlich zu Formen gesellschaftlicher Spaltung, zu Polarisierungen, zu einer Kultur des Neides und der Missgunst und letztlich auch zu einer Kultur der Ausgrenzung, beispielweise gegenüber Geflüchteten, weil sie sich angeblich unerlaubt am materiellen Reichtum anderer bedienen, ohne dafür etwas geleistet zu haben.

Es ist dieses Klima der Vereinzelung, der sozialen Kälte und des verkümmerten Mitgefühls, das Kehrseite dieser fatalen auf Wettbewerb, Konkurrenz und materiellen Status gegründeten, falschen Resonanzsteuerung bildet. Und ich meine, dass gegen diese fatale Kultur schon sehr früh gegengesteuert werden muss. Wenn wir im Erbe der Reformation erkennen, dass Luther immer wieder betont hat, dass wir simul iustus et peccator sind, gleichzeitig gerechtfertigt und sündig, dann meint das nichts anderes, als dass wir uns und unser Leben und auch unsere sogenannten „Verdienste“ nicht selbst verdanken, dass wir aufhören müssen, immer nur in „mein“ und „dein“ zu denken, dass wir als begnadigte Sünder um unsere eigene Unzulänglichkeit wissen und gerade deshalb befreit sind zur Solidarität mit denen, die am Rande stehen. Re-formation 2017, Bildung im Aufbruch kann für mich nur *der* Imperativ sein, der schon mit der frühkindlichen Bildung ansetzt, danach zu streben, an einer Gesellschaft zu arbeiten, die diese Kultur des Mitgefühls maßgeblich für die Zukunft prägt. Wie das elementarpädagogisch aussehen könnte, also wie das übersetzbar wäre in die Konzeption einer Kita, das wäre mich spannend zu

diskutieren. Die amerikanische Soziologin Martha Nussbaum hat in einem ihrer jüngsten Bücher unter dem Titel Politische Emotionen vehement diese Kultur des Mitgefühls eingefordert, weil sie in der emotionslosen Kälte moderner Gesellschaften die entscheidende Ursache für Neid, Missgunst, Hass und Fremdenfeindlichkeit sieht. Mit einem Zitat von ihr möchte ich schließen. Sie schreibt:

„Bildung ist ein Ziel, aber auch eine Chance. Wenn die Gesellschaft etwas für die Bildung tut, tut sie auch etwas für ihre zukünftige Stabilität, und zwar nicht nur in ökonomischer Hinsicht, sondern auch hinsichtlich ihrer politischen Ziele. Bildung wird folglich einer der Hauptbereiche sein, in denen politisch erwünschtes Mitgefühl geformt wird und erwünschte Gefühle wie Hass, Abscheu und Scham zurückgedrängt werden.“ (S. 557)

Für mich wäre es ein reformatorisch fest gegründetes Anliegen evangelischer Bildungsarbeit der Lern- und Weggemeinschaft an den Fachschulen von Lehrenden und Studierenden, wenn wir uns von dieser Zielperspektive einer Kultur der Empathie, des Mitgefühls und der Solidarität inspirieren ließen und sie zum Leitfaden unserer Pädagogik erheben würden. Das wäre für mich ein Aufbruch, der mir gefallen würde. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.